



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Louis Schneiders Memoiren : zur Charakteristik des Kaisers Nikolaus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus Louis Schneiders Memoiren:

Zur Charakteristik des Kaisers Nikolaus.

Vor einigen Monaten starb in Potsdam der Geheime Hofrath Schneider, bekannt als Lustspieldichter, Vorleser des Kaisers und vieljähriger Redakteur des „Soldatenfreundes“, der früher Schauspieler gewesen und unter den Berlinern eine vielgenannte und bei Vielen beliebte Persönlichkeit war. Bald nachher erfuhr man, der alte Herr habe Aufzeichnungen über seine Erlebnisse hinterlassen, und da er zu den Leuten gehört hatte, die etwas zu erzählen haben und zu erzählen verstehen, war man begierig, seine Mittheilungen zu Gesicht zu bekommen. Diesem Verlangen hat die Buchhandlung von Mittler & Sohn jetzt zu entsprechen begonnen. Vor uns liegt der erste Band eines Buches „Aus meinem Leben“ von Louis Schneider, dem in kurzem die beiden andern Bände des Werkes folgen sollen. Wir begegnen darin einer frischen, offenerherzigen, anspruchslosen, vielfach thätigen und durchaus liebenswürdigen Natur, einem preussischen Patrioten von altem Schrot und Korn, und seine Denkwürdigkeiten dürfen namentlich in den Stücken, die seinen Verkehr mit dem Vater und dem russischen Schwager unseres Kaisers behandeln, dem Besten beigezählt werden, was die Memoirenliteratur des letzten Jahrzehnts zur Kunde gewisser Partien der Geschichte beigetragen hat. Bisweilen wird sein Bericht breiter als billig, ja weitschweifig, auch ist er keine eigentliche Selbstbiographie, und die häufigen Hinweise auf andere Schriften des Verfassers, durch die der Leser gebeten wird, sich die hier gebotenen Erlebnisse zu ergänzen, wirken störend. Immer aber haben wir den Eindruck der Ehrlichkeit und des Freimuthes, die Erzählung und Schilderung ist anschaulich und lebendig, und über gelegentliche Breiten hilft uns das Behagen hinweg, mit dem der Verfasser seine Erinnerungen vorträgt, und das sich unwillkürlich dem Leser selbst mittheilt.

Wie Schneider seine Kinderjahre, seine Reisen mit den Eltern, die als Schauspieler und Musiker eine Zeit lang viel umherzogen, seine Jünglingszeit, sein Arbeiten für den „Soldatenfreund“, seine Beobachtungen und Bekanntschaften in London und dessen Theatern und seinen Verkehr mit König Friedrich Wilhelm III. beschreibt, mögen unsere Leser in dem Buche selbst nachsehen. Wir wollen hier nur aus verschiedenen Kapiteln die Stellen an denen er auf den verstorbenen Kaiser Nikolaus zu sprechen kommt, zu einer Ergänzung des Bildes zusammenstellen, welches dieser Fürst in der Geschichte darbietet. Die meisten derselben zeigen uns den Menschen, einige auch den Politiker. Alle sind bezeichnend, fast alle werfen ein vortheilhaftes Licht auf den Dargestellten. Doch dürfen wir dabei nicht außer Acht lassen, daß Schneider streng monarchisch denkt, und daß er, vom Zaren gern gesehen und vielfach bevorzugt, diese Gunst und Neigung erwidert, und daß er daher mit Liebe hie und da wohl mit zuviel Liebe maßt. „Ueberselig“ fühlt er sich, als der Kaiser, der hier überhaupt fast nirgends als der starre Despot, der er war, wohl aber oft menschlich, gemüthlich und für komische Situationen empfänglich erscheint, ihn einmal mit dem einen Arme umfaßt, „sodaß es fast wie eine Umarmung aussah“. Der Verfasser erblickt in dem gewaltigen Autokraten nicht bloß „das Bild der vollendetsten Männerschönheit“, sondern auch „das Ideal wahrer Fürstlichkeit“.

Die erste Bekanntschaft mit Nikolaus machte Schneider 1833, als er mit andern Berliner Schauspielern dem König Friedrich Wilhelm zu der bekannten Zusammenkunft mit dessen kaiserlichem Schwiegersohne in Schwedt gefolgt war, um hier die Monarchen und deren Gefolge des Abends durch Aufführung von Lustspielen unterhalten zu helfen. „Ich war ganz zufällig vor dem Schwedter Schlosse,“ erzählt der Verfasser, „als der Kaiser nach langer, ängstlicher Spannung (durch schlechtes Wetter auf der Ostsee aufgehalten) ankam. Aber ich sah eben nichts weiter als einen sehr großen Mann, der es — wir kürzen etwas ab — so eilig hatte, daß er das Oeffnen des Wagenschlages nicht erwartete, sondern über ihn hinweg sprang. Erst bei der Vorstellung am Abend sah ich ihn durch den Vorhang beim Eintritt in das kleine Zimmer, wo die improvisirte Bühne aufgeschlagen war. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens, das alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit. Sein Benehmen gegen den königlichen Schwiegervater war von einer Courtoisie, ja kindlichen Ehrfurcht, die man selbst gesehen haben muß, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen.“ — „Als Gast des Königs nahm der Kaiser keine Notiz von den Schauspielern, erschien auch nicht wie jener auf der Bühne, sondern unterhielt sich in den Zwischenakten mit den Damen des Hofes. An mich richtete er auf so kuriose Weise das Wort, daß ich nicht ahnen konnte, ich werde ihm jemals näher stehen. Bei dem Eindrücke, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht, ergriff ich jede Gelegenheit, um in den Zwischenakten in den Zuschauerraum zu blicken, indem ich mir an der Seite des Vorhangs, hinter dem sogenannten Manteau d'Arlequin eine Stelle suchte und das leicht zusammengeheftete Zeug trennte. Bei der Enge des Raumes stand der Kaiser, ein Glas Eis in der Hand, kaum zwei Fuß von meinem Observatorium entfernt, und ich erinnere mich genau der beiden Reihen blendend weißer Zähne, die er zeigte, wenn er bei der Konversation lachte. Plötzlich heftete er seine durchdringenden Augen auf die Stelle, wo ich hindurchsah, und sagte, scherzhaft den Berliner Dialekt nachahmend, den er soeben von Beckmann in seiner Vollendung gehört: ‚Da sieht ja eine Nase durch!‘ Wie der Blitz fuhr ich zurück und glaubte natürlich, der Kaiser habe auch den Eigenthümer dieser Nase erkannt, denselben Mann, der einst seine militärische Biographie schreiben, und den er durch sein Vertrauen ehren sollte.“

Näher bekannt wurde Schneider mit dem Zaren 1835 in Kalisch bei der von den Monarchen Preußens und Rußlands veranstalteten gemeinschaftlichen Truppschau, welcher jener als militärischer Berichterstatter beiwohnte, während er eigentlich wieder in seiner Eigenschaft als dramatischer Künstler nach Kalisch befohlen worden war. Die erste Begegnung des Schauspielers mit dem Kaiser fand bei einer Vorstellung eines Theils des Theaterpersonals auf der Bühne statt. Nachdem Nikolaus den Andern leicht zugenickt und einen Blick auf die Dekorationen geworfen, ging er — wir lassen das Buch selbst erzählen — „gerade auf unser kleines Häuflein zu. Der (den Kaiser begleitende preussische) Oberstleutnant v. Thümen sagte, auf mich zeigend: ‚Das ist Herr Schneider, Eure Majestät.‘ — Sehr betroffen darüber, daß man mich allein vorstellte, wurde mir nicht ganz wohl bei der Sache, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht die Contenance zu verlieren. Noch ehe ich meinen ungeheuren und möglichst verlängerten Diener beendet hatte, sagte der Kaiser schon: ‚Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört, Sie sollen ja ein halber Soldat sein.‘ — ‚Verzeihen Eure

Majestät, jeder Preuße ist ein ganzer Soldat.' — ‚Ah, Sie stehen beim zwanzigsten Landwehrregiment?‘ — ‚Zu Befehl, Eure Majestät. Ich habe die Ehre, mit Eurer Majestät bei einer Division zu stehen.‘ — ‚Richtig, da sind wir ja Kameraden. Würden Sie auch mitmarschiren, wenn es einmal gegen mich ginge?‘ — ‚Ja, Eure Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt.‘ — ‚Ah, eine vernünftige Antwort! Da ist es am Ende doch wohl nichts mit dem halben Soldaten. Haben Sie gestern meine Kavallerie gesehen? Ich glaube die Herren bemerkt zu haben.‘ — ‚Wir waren alle entzückt; denn so etwas hatten wir noch nie gesehen.‘ — ‚Nun, nun. Gestern ging es eben nicht zum besten. Aber wenn der König erst da ist, dann müssen Sie meine Gardien sehen. Sind Sie gut einquartirt? Leiden Sie keinen Mangel?‘ — ‚Nein, Eure Majestät, wir sind besser daran als viele Andere bei diesem außerordentlichen Zusammenflusse von Menschen.‘ — ‚Ich hätte Sie freilich gar nicht fragen sollen; denn als Soldat werden Sie wohl auch mit einem schlechten Quartiere zufrieden sein. Die Damen werden mir vielleicht die Wahrheit sagen. Ah, da kommt ja eben Fräulein v. Hagn. Auf Wiedersehn, Herr Schneider.‘

Später wurde Schneider bewogen, sich dem Obersten v. Rauch, dem damaligen preußischen Militärbevollmächtigten am russischen Hofe, der dort sehr beliebt war, vorzustellen. Derselbe erzählte ihm, daß dem Kaiser Schneiders unbefangene Antworten bei jenem ersten Zusammentreffen sehr gefallen, und fragte, ob er nicht etwas hätte, was er ihm überreichen könnte; das wolle er dann selbst übernehmen und so Gelegenheit zu einer nochmaligen Vorstellung schaffen. Der Verfasser unserer Denkwürdigkeiten besann sich, daß er ein Exemplar vom ersten Jahrgange des „Soldatenfreundes“ mitgebracht, um die darin enthaltenen Nachrichten über die russische Armee mit der Wirklichkeit zu vergleichen. „Vortrefflich!“ sagte der Oberst, und Schneider eilte nach Hause, um das Buch zu holen. Als er zu Rauch, der im Kalischer Schlosse wohnte, zurückgekehrt und mit ihm in den Hof hinabgegangen war, stieg der Kaiser mit einem andern Herrn gerade in seinen offenen Wagen. Rauch rief, so berichtet das Buch weiter, „zu meiner Verwunderung über den ganzen Hof hinüber: ‚Hier ist Schneider, Eure Majestät, worauf der Wagen statt aus dem Thore gerade auf uns zufuhr. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, als der Kaiser mir aus dem Wagen mit der größten Freundlichkeit zurief: ‚Aha, Sie bringen mir wohl Ihren Soldatenfreund. Rauch hat mir schon gesagt.‘ — ‚Ich hätte es nicht gewagt, wenn nicht der Herr Oberst v. Rauch‘ — — ‚Ach was, gewagt! Ich abonnire darauf für die nächsten fünf und zwanzig Jahre. Hier neben mir sitzt auch ein Abonnent und ein großer Verehrer von Ihnen.‘ — Ich verbeugte mich, wußte aber damals noch nicht, daß es der Großfürst Michael war. — ‚Haben Sie mir noch etwas zu sagen, lieber Schneider?‘ fragte der Kaiser. — ‚Großer Gott! was hätte ich nicht noch alles zu sagen gehabt! Aber der Liebe Schneider hatte mich so perplex gemacht, daß ich mich abermals in eine endlose Verbeugung verwickelte. Als ich mich von derselben erholt hatte, rollte der Wagen schon dem Hofthore zu. Ich hörte nur noch die Worte: ‚Rauch, Sie werden mir das Buch geben.‘“ Dies geschah, und Schneiders Wunsch, die bevorstehenden Manöver unbehindert sehen zu können und von den russischen Oberoffizieren über alles Wissenswerthe genaue Auskunft zu bekommen, wurde durch besonderen kaiserlichen Befehl erfüllt.

Eine dritte Begegnung in Kalisch fand vor der Thür der Theatergarderobe statt. Der Kaiser hatte Fräulein v. Hagn besuchen wollen, dieselbe aber noch im Frisirmantel gefunden und war rasch wieder gegangen. „Als er sich um-

wandte,“ berichtet Schneider, „winkte er mich heran und sagte: ‚Siehe da, Schneider. Sie sind ja sehr schön angezogen. Wer sind Sie denn? — Ich verstand die Frage nicht gleich, und so wiederholte er sie: ‚Ich meine, wer sind Sie im Stück?‘ — ‚Herr v. Zierl, Eure Majestät, der betrogene Liebhaber; das gewöhnliche Loos der Komiker. Wir werden am Ende eines Stückes nie geheirathet.‘ — ‚Sehr gut; vortrefflich kostümiert. Aber in Uniform sähe ich Sie doch lieber und am Liebsten hinter Ihrem Schreibtische, wenn Sie für Soldaten schreiben. Ich habe heute in Ihrem Soldatenfreunde geblättert, Rauch hat ihn mir gegeben. Die Armee Ihres Königs ist aber auch die einzige, in der eine solche Zeitschrift möglich ist. Hoffentlich werden wir von dem heutigen Einmarsche darin zu lesen bekommen?‘ — ‚Ich konnte leider nicht hinaus, da wir Probe hatten.‘ — ‚Schade! Nun dann übermorgen bei der großen Parade. Ich habe dem Könige schon gesagt, daß Sie hier sind; aber ich will Ihnen nicht sagen, was Seine Majestät von Ihnen denkt; denn sonst spielen Sie mir heut Abend schlecht.‘ Dabei klopfte er mir ungemein freundlich auf die Schulter und drückte mich mit dem einen Arm an sich, so daß es fast aussah wie eine Umarmung. Mir war zu Muth, ich weiß nicht, wie, und ich kam erst wieder zu mir, als Pepi, die Schwester Charlotte v. Hagns, neben mir sagte: ‚Ach, was wird sich Ihre Frau freuen!‘“

Im Mai des Jahres 1838 kam der Zar zu den Frühjahrsmanövern nach Berlin, und Schneider hatte die Freude, ihn während derselben mehrmals zu sehen, da er wegen der Berichte für den „Soldatenfreund“ den Truppen den ganzen Tag folgte. Begegnete er ihm, so hatte er jedesmal für ihn ein freundliches „Bon jour, Schneider“, oder er nickte ihm zu und grüßte mit der Hand, so daß die Umstehenden den bescheidenen Civilisten erstaunt ansahen und nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. Als Nikolaus einmal Schneider das Schlagen einer Brücke beim Bichelswerder aufmerksam beobachten sah, rief er ihn zu sich und stellte ihn in Gegenwart mehrerer Fürstlichkeiten dem Könige von Württemberg vor, der indeß nach seiner Miene keinen besondern Werth darauf zu legen schien, den Herausgeber des „Soldatenfreund“ kennen zu lernen. Der Kaiser begriff das offenbar nicht, und so fügte er hinzu: „Das ist derselbe Herr Schneider, welcher gestern den französischen Soldaten*) so gut gespielt hat.“ — „Nun wurde,“ so berichtet der Verfasser weiter, „aus dem gleichgültigen zwar ein erstauntes Gesicht, aber interessanter war ich dadurch seiner Württembergischen Majestät nicht geworden. Der ganze Präsentationsversuch machte einen komischen Eindruck, wahrscheinlich auch auf den Kaiser selbst; denn als ich nachher in die Nähe des Zeltes kam, wo die Monarchen gespeist hatten, lächelte er mir so vielsagend zu, daß ich mir daraus alles Mögliche zurechtlegen konnte.“

Im Herbst desselben Jahres sah Schneider den Zar bei den Manövern wieder, die in der Nähe von Schloß Brunwald stattfanden. Nachdem dieselben vorüber waren und die Fürsten im Schlosse gespeist hatten, besuchten letztere das Bivouak, welches das 1. Garderegiment auf den Höhen im Osten in einem Gehölze bezogen hatte, und der König ließ sich eine Bank unter die Bäume setzen, um dem Treiben der Soldatenwirthschaft zuzuschauen. Der Kaiser war mit den beiden Großfürstinnen, seinen Töchtern, gleichfalls zugegen. Letztere setzten sich zu den mit Kochen beschäftigten Grenadieren, ließen sich Messer

*) Es war der Mortimer in Raupachs „Vor hundert Jahren“.
Grenzboten IV. 1879.

geben und halfen beim Kartoffelschälen. Dadurch entstand unter den königlichen und kaiserlichen Herrschaften eine so fröhliche Stimmung, daß die preußischen Prinzen mit ihren Schwestern, Schwägerinnen und Cousinen allerlei Scherz und Kurzweil zu treiben begannen, sich mit ihnen umherjagten und ganz vergaßen, daß sie auch vom Publikum beobachtet werden konnten. Unter anderm warf der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., seine Schwester, die Kaiserin Charlotte von Rußland, beim Umherjagen so kräftig in einem Haufen Stroh, der eben angefahren worden, daß der König oder, wie man ihn damals allgemein nannte, „der alte Herr“ laut ausrief: „Aber, Fritz!“ Bei dieser Gelegenheit hörte unser Berichterstatter auch, daß die preußischen Prinzen ihren Schwager, den Kaiser Nikolaus, vertraulich Nix nannten, und daß er auf diesen Spitznamen hörte.

„Ich hatte,“ so erzählt Schneider von diesem seinen Zusammentreffen mit dem Zaren, „eine hübsche und brauchbare Karte von dem Manöverterrain zwischen Berlin und Potsdam veröffentlicht und an befreundete Offiziere vertheilt. Sie war auch auf mir unbekannte Art dem Könige zu Gesicht gekommen, der sie dem Kaiser gezeigt hatte. Während die Prinzen und Prinzessinnen so fröhlich den auf der Bank sitzenden Vater umgaben, ging der Zar an den Gemehrpfeilern entlang durch das Bivak und betrachtete sich die Tornister, die Kochfeuer und die Offizierszelte. Als er mich gewahrte, rief er mich heran, ließ mich neben sich hergehen und sprach lange mit mir.“ „Das Frappanteste, was er mir sagte, ist mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Fragen nach jener Karte begannen das Gespräch. Dann folgte die Einladung, einmal nach Petersburg zu kommen, wenn die Garde bei Kraßnoje manövrirte, und daran schloß sich die Bemerkung, er sei, wenn er nach Preußen komme, schon so daran gewöhnt, mich bei allen Manövern und Paraden zu sehen, daß er ordentlich etwas vermisse, wenn ich bei einem interessanten Momente fehle. Warum ich nicht lieber zu Pferde sei, um überallhin folgen zu können. Er habe mir das schon in Kalisch empfohlen. Wenn ich nach Petersburg käme, wolle er mir schon ein recht wildes Kosakenpferd besorgen. Ich sei der einzige Mensch, der bisher in wohlwollendem Sinn über seine Armee geschrieben und sich auch um das Detail bekümmert, was Andere nicht für der Mühe werth hielten und auch wohl nicht könnten, da sie nicht, wie ich, Russisch verstanden. Er wisse recht gut, daß ich mir im Lager bei Kalisch Alles ganz genau betrachtet habe, und das freue ihn; denn was er für seine Soldaten gethan und noch thue, das könne jedermann sehen, und er brauche das Urtheil nicht zu scheuen. Aber freilich dürfe man nicht nur mit preußischen Augen prüfen, man müsse auch russische Gewohnheiten kennen und gelten lassen.“ „Dann bemerkte er sehr charakteristisch: „Sehen Sie, Schneider, hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle ich mich ganz und vollkommen glücklich. Ich begreife auch durchaus, daß Sie, obgleich nicht selbst Soldat, solche Vorliebe für alles Militärische haben. Hier ist Ordnung, strenge, rücksichtslose Gerechtigkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt Alles und stützt sich Alles aneinander und ineinander. Niemand befiehlt hier eher, als bis er gehorchen gelernt hat, keiner steigt ohne Berechtigung über den andern hinweg, Alles ordnet sich einem bestimmten Zwecke unter, Alles hat seine Bedeutung, und derselbe Mann, der heute nach Tempo das Gewehr vor mir präsentirt, läßt sich morgen für mich todtchießen. Hier allein giebt's keine Phrasen, also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Verstellen und Täuschen hilft hier nichts; denn jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist mir

so wohl unter diesen Männern, und darum werde ich auch immer den Soldatenstand in Ehren halten. In ihm ist Alles Dienst. Auch der höchste Befehlshaber dient. Ich betrachte das ganze menschliche Leben nur wie einen Dienst; denn jeder dient, Viele freilich nur ihren Leidenschaften, und diesen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum seinen Neigungen. Warum heißt es in allen Sprachen Gottesdienst (der Kaiser sprach russisch und brauchte das Wort „Bogosluschenje“)? Das ist kein Zufall, das hat tiefe Bedeutung. Denn der Mensch soll ganz, ohne Heuchelei und ohne Bedingung, seinem Gotte dienen. Thut jeder in der Welt nur den Dienst, der ihm zukommt, dann herrscht Ruhe und Ordnung, und wenn es nach mir ginge, sollte es in der Welt wahrlich keine Unordnung, keine Ungeduld und keine Ueberhebung geben. Sehen Sie einmal, da marschirt eben die Ablösung ab, kurz vor dem Essen; denn das ist ja noch nicht fertig, und die Soldaten wissen genau, daß sie nun nicht eher etwas zu essen bekommen, als bis sie von ihrem Posten wieder abgelöst sind. Und doch kein Wort! Sie thun ihren Dienst. Darum werde aber auch ich meinen Dienst thun bis zu meinem Tode und für jeden braven Soldaten sorgen.“

Der Kaiser hielt große Stücke auf Schneiders „Soldatenfreund“ und schickte dem Herausgeber desselben jedesmal, wenn dieser ihm einen vollendeten Jahrgang gebunden übersandt hatte, in Folge seines Abonnements in Kalisch als Honorar einen kostbaren Brillantring, so daß Schneider deren zuletzt nicht weniger als achtzehn besaß. Als Nikolaus in den Jahren 1840 und 1843 Berlin besuchte, erkundigte er sich bei Oberst v. Rauch angelegentlich nach ihm und fragte, weshalb er denn nicht einmal nach Petersburg zu den Manövern kommen wolle. Dies geschah denn endlich im Juni 1847, wo Schneider von dem unterdessen zum General beförderten v. Rauch im Winterpalaste dem Zaren vorgestellt wurde. Rauch ging als Vertrauter des Monarchen unangemeldet in dessen Kabinet, Schneider wartete im Vorsaale. „Nach wenigen Minuten öffnete sich,“ so berichtet der Verfasser unsrer Denkwürdigkeiten weiter, „die Thür, und der Kaiser trat im Ueberrock, nur das Bändchen des St. Georgsordens im Knopfloch und ohne Spauletten heraus. ‚Seien Sie willkommen, lieber Schneider,‘ sagte er. ‚Es freut mich, daß Sie endlich meine Einladung angenommen haben.‘ — ‚Wäre ich mein eigener Herr, Euer Majestät, so wäre ich gern schon früher gekommen.‘ — ‚Und wie lange können Sie bei uns bleiben?‘ — ‚Drei Wochen, Majestät.‘ — ‚Vortrefflich! Meine Garden rücken am 27. ins Lager, und dabei dürfen Sie nicht fehlen; denn Sie sind ja ein Kenner. Ihren Soldatenfreund lese ich immer mit Vergnügen. Wie gefällt es Ihnen in Petersburg?‘ — ‚So viel ich in nur einer Stunde jetzt sehen konnte, gut. Besonders freue ich mich aber, daß Eure Majestät so wohl aussehen.‘ — ‚Freut mich, wenn Sie das finden. Ich bin aber nicht mehr das, was ich war, und fange an ein alter Krüppel zu werden. Mit meiner Brust ist es nicht mehr in Ordnung. Ich muß mich manchmal mit Anstrengung aufrecht erhalten. Die Ereignisse fangen an mich alt zu machen. Aber in einem Punkte werde ich nie alt werden, im Kampfe gegen die Revolution, die jetzt allen Leuten im Kopfe steckt. So lange ich lebe, soll sie mich nicht überwältigen. Sie wollen also hier durchaus nicht spielen, wie mir Rauch gesagt hat? Schade, aber ich kann es Ihnen nicht verdenken. Mein deutsches Theater taugt nicht viel, obgleich ich kein Geld spare, um der Kaiserin diese Erinnerung an ihre Heimath zu bewahren. Da soll übrigens eine Mamsell aus Berlin sein, die das Publikum sehr hübsch findet.*) Aber mir und meiner Frau allein werden Sie doch etwas vorspielen? —

*) Die Bauerhorst, die spätere Frau v. Barendorf, war gemeint.

„Ich bin auf gar nichts vorbereitet, Majestät, und glaubte hier nur als militärischer Tourist mit einiger Aussicht auf Berichte im Soldatenfreunde“ — — „Ich sehne mich aber herzlich danach, wieder einmal lachen zu können, weil mir das recht selten passiert. Ich weiß, daß Sie nur meiner Truppen wegen hergekommen sind, aber wenn Sie auch mir nicht zu Gefallen spielen wollen, meiner Frau dürfen Sie es nicht abschlagen.“ — Ich verbeugte mich stumm, bat nun aber um die Erlaubniß, mit besonderer kaiserlicher Bewilligung alles militärisch Merkwürdige besichtigen zu dürfen, was mir denn auch zugesagt wurde. Nun sprach der Kaiser noch viel von Berlin, erkundigte sich nach militärischen Dingen, war erstaunt, mich in der russischen Militärliteratur so bewandert zu finden, und sagte dann, mich entlassend: „Jetzt habe ich Dienst; denn ich muß sechshundert Rekruten für die Garde aussuchen. Hoffentlich sehe ich Sie bald wieder. Sorgen Sie mir dafür, Rauch.“

Wie Schneider dann auch von der Kaiserin, an die ihn Prinz Albrecht empfohlen, sehr gnädig empfangen und auch von ihr gebeten wurde, vor dem Hofe als Schauspieler aufzutreten, wie er sich dazu verstand, wie dies durch die Mißgunst des kaiserlichen Intendanten beinahe hintertrieben, aber von dem resoluten Schneider mit Hilfe des Zaren selbst durchgesetzt wurde, wie unser Berichterstatter die Manöver an günstiger Stelle beobachtete, mögen unsere Leser sich wieder vom Buche selbst erzählen lassen, da wir hier nur noch Raum für einige besonders charakteristische Stellen desselben haben.

Bei einer Musterung in der Nähe von Jarzkoje-Selo hatten mehrere Generale zum Empfange des Zaren nebeneinander Stellung genommen, als Nikolaus zu Wagen ankam und sein Pferd bestieg. Er ritt an der Front der Generale nur mit stummem militärischen Gruße vorbei, Rauch aber rief er zu sich, gab ihm die Hand und ließ ihn bis zu den Truppen neben sich reiten, während die russischen Generale ihnen ehrerbietig in einiger Entfernung folgten. Als der Kaiser an Schneider vorüberkam, hielt er an und sagte: „Sieht man Sie endlich wieder? Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Wenn ich Sie sprechen will, sind Sie mir immer unter den Händen fort. Aber freilich, wenn man so viele Besuche bei Schauspielerinnen macht, sogar bei Mamsell Esther. Nun, Sonntag werden wir Sie ja sehen. Die Kaiserin freut sich sehr darauf. Heute werden Sie die Truppen kennen lernen, die eben vom Marsche kommen. Glücklicherweise regnet es nicht; denn Sie haben ein scharfes Urtheil über meine Soldatenmäntel ausgesprochen. Aber so schlimm ist es nicht. Sehen Sie es sich nur genau an. Die hellgraue Farbe ist für den Krieg besser als die dunkle Ihres preußischen Soldatenmantels. Wenn meine Soldaten drei Tage in Ackerfurchen bivakirt haben, sieht man es ihren Mänteln nicht an, die preußischen aber vertragen kein schmutziges Biwak. Bin neugierig, was Sie über meine Grenadierregimenter drucken lassen werden. Sie sehen ja Alles so scharf an, daß man sich ordentlich vor dem Herrn Kritikus fürchten muß. Ich werde aber am Sonntag auch kritisiren.“ Schneider antwortete darauf nicht blöde; denn der Kaiser lachte beim Wegreiten so laut, daß sein Gefolge sich untereinander erstaunt und noch erstaunter den Fremden, mit dem der Zar gesprochen, anblickte. Ueber die Aeußerung in Betreff der Mäntel aber berichtet unsere Schrift: „Sie konnte sich nur auf eine Frage beziehen, die ich bei der Besichtigung der Kasernen des Garde-Grenadierregiments zu Pferde gethan hatte. Die mich herumführenden Dffiziere hatten mir die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldatenmantels, der aus sehr starkem gefilztem Tuche besteht, gerühmt und dabei gelegentlich Seitenhiebe auf den preußischen fallen lassen.

Man hatte hervorgehoben, daß es drei Wochen dauere, bevor ein russischer Mantel ganz durchnäßt sei. „Und wie viel Monate dauert es, ehe er wieder trocken wird?“ fragte ich, worüber viel gelacht wurde; eine Antwort jedoch erfolgte nicht.“

1848 nach den Berliner Märztagen dachte Schneider an eine Auswanderung nach Rußland. In trüber Stimmung schrieb er an den Kaiser, schilderte ihm die Trostlosigkeit seiner durch die Revolution herbeigeführten Lage und fragte an, ob er ihn nicht irgendwie brauchen könnte, worauf die Antwort erfolgte, er möge nur kommen, man werde für ihn sorgen. Indeß fand Schneider bald Ursache, im Vaterlande zu bleiben. Nach einiger Zeit erhielt er von Gretsch, dem ihm befreundeten Redakteur der „Nordischen Biene“, einen Brief, worin er gebeten wurde, für das Blatt über den Fortgang der Revolution in Berlin zu berichten. „Ich that das,“ erzählt er, „und kaum waren die ersten Briefe abgeschickt, als Gretsch mir einen Jahrgeloh von 1200 Rubeln für weitere wöchentliche Berichte aus Preußen anbot. Wenn er auch nicht Alles drucken könne, was ich schreibe, bemerkte er, so möchte ich doch so ausführlich wie möglich sein; denn meine Briefe seien ihm sehr willkommen. Wer war froher als ich! Damals völlig unbekannt mit diesen Verhältnissen, war ich erstaunt, auf leichte Weise so viel Geld verdienen zu können, hatte aber keine Ahnung, daß auch hier der Kaiser Nikolaus seine Hand für mich im Spiele habe. Gretsch hatte nämlich, obgleich er meine ersten Briefe interessant gefunden, doch kaum die Hälfte davon drucken dürfen, da die Zensur damals in Rußland strenger wie je vorher gehandhabt wurde. Er hatte jedoch Abschriften meiner Correspondenzen der Kaiserin übergeben, die sie dem Kaiser mitgetheilt hatte, und darauf war er veranlaßt worden, auf Kosten der kaiserlichen Schatzkammer mehr davon zu schaffen. So war ich ein Korrespondent für die kaiserliche Familie geworden, ohne es zu wissen, erfuhr es auch erst nach Jahren, und zwar durch die Kaiserin selbst, als sie mir in Sanssouci für die treuen und ausführlichen Nachrichten dankte, die ich ihr und dem Kaiser hätte zugehen lassen.“

Bis zum Jahre 1851 hörte Schneider nur noch einmal, daß Nikolaus sich seiner freundlich erinnere. General v. Rauch stand von Sanssouci aus in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Zaren, und einst bekam er von letzterem einen Brief, in welchem derselbe im Hinblick darauf, daß jetzt in Preußen Alles darunter und darüber zu gehen schien, die Aeußerung that: „Es giebt jetzt nur noch drei gute Preußen, das bin ich, Sie, lieber Rauch, und Schneider.“

1851 sah der Verfasser unserer Denkwürdigkeiten den Kaiser in Warschau wieder. Es war im Lustschlosse Skjernewice im Mittelsalon des oberen Stockwerkes. „Sagen Sie mir, Schneider,“ begann der Kaiser nach einigen für uns unbedeutenden Fragen, „wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?“ — „Ich war,“ berichtet Schneider, „in großer Verlegenheit, wie ich diese seltsame, so ohne allen Zusammenhang gestellte Frage beantworten sollte, da sie offenbar einen Tadel für meinen königlichen Herrn enthielt, den ich doch vor einem andern Monarchen nicht zugeben konnte. Das Gefühl ließ mich richtiger antworten, als ich bei einigem Nachdenken vermocht hätte. ‚Das weiß ich nicht, Eure Majestät,‘ sagte ich, ‚denn ich habe nicht sechzehn Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt nicht wieder in das revolutionäre Berlin zurückgezogen und gedenke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber auch wohl noch auf anderes Rücksicht zu nehmen als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure kaiserliche Majestät

besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau vorlegen.' — Ich hatte das Auge des Kaisers immer freundlich und wohlwollend gesehen, allerdings auch ernst und gebieterisch vor den Truppen. Nun aber lernte ich auch den wahrhaft furchtbaren Ausdruck kennen, den diese so schönen großen Augen annehmen konnten; denn der Kaiser warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde, sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an, als fasse er gar nicht, wie ihm jemand so etwas antworten könnte, und antwortete nicht gleich, dann aber mit einer zermalmenden Bewegung der Hand: 'Ich habe aber die Revolution in Warschau auch erdrückt.' — 'Gewiß, Eure kaiserliche Majestät. Aber bei uns in Preußen wird mein Allergnädigster Herr auch mit ihr fertig werden. Nur wendet er ein anderes Mittel an: die Eskelur.' — 'Nun, wir werden ja sehen.' Damit ließ er mich stehen und ging in das Theezimmer. Mir war nicht wohl zu Muthe. Ich bereute zwar nicht, bedauerte aber, zu einer dem Kaiser so mißfälligen Antwort gezwungen gewesen zu sein, die ich ihm indeß auch heute wieder geben würde. Ich täuschte mich jedoch, wenn ich mir seinen Zorn zugezogen zu haben meinte. Im Theezimmer war er freundlich wie immer, und als ich meine 'Erste Nacht auf Bürgerwehrwache' vorlas, schien er über dem Lachen meine Kühnheit vergessen zu haben."

Als Schneider in Skjernewice zum dritten Male zur Vorlesung befohlen worden, gerieth er abermals in eine große Verlegenheit. „In dem Scherze ‚Mes impressions à Treuenbrietzen‘ war wiederholt von dem bekannten, erst seit 1848 recht volksthümlich gewordenen Liede: ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?‘ die Rede gewesen, und die Kaiserin fragte mich, ob ich es nicht auswendig wisse; sie höre so oft davon sprechen, habe es aber noch nicht ganz gehört und wünschte, daß ich es ihr vorsinge. Da stehe ein Piano, ich möchte mich nur gleich hinsetzen. Als ich zögerte und verlegen den König ansah, sagte auch dieser: ‚Singen Sie doch, Schneider; meine Schwester scheint das Lied nicht zu kennen.‘ — Da mußte ich denn erwidern: ‚Entschuldigen Eure Majestät, ich habe seit drei Jahren nicht mehr gesungen und weiß nicht, ob ich überhaupt noch eine Stimme habe.‘ — ‚Das thut nichts. Wir wollen ja nur das Lied kennen lernen.‘ — ‚So entschuldigen Eure Majestät mich vielleicht aus einem anderen und zwar dem eigentlichen Grunde. Die kaiserlichen Majestäten haben mich nur als komischen Schauspieler auf der Bühne gesehen und haben auch heute über meine Vorträge gelacht. Wenn mir beim Singen die Stimme versagte oder sonst etwas die feierliche und freudige Stimmung verletzete, welche dieses beste aller Nationallieder verlangt, so würde ich mir's nie vergeben können, in Gegenwart des Königs, dem es gilt, Veranlassung dazu gewesen zu sein.‘ — Schon hatte der Kaiser wieder die Stirn dazu gerunzelt, daß ich seiner Gemahlin einen bestimmt ausgesprochenen Wunsch verweigert, und ich wußte wirklich nicht, ob ich recht gethan, meinem Gefühle zu folgen. Als ich aber sah, daß der König beifällig nickte und sogleich ein anderes Gespräch anfang, fiel mir ein Stein vom Herzen."

1852 erfuhr Schneider, daß Nikolaus sich seine kühne Antwort in Warschau gemerkt. Es war an der Schloßstreppe in Charlottenburg. 'Ah, da sind Sie ja, Schneider,' rief der Kaiser, als er jene heraufstieg. 'Wissen Sie, daß Sie der erste Mensch waren, den ich bei meiner Ankunft in Potsdam zu Gesichte bekam? Sie standen vor dem Perron. Beim Aussteigen sah ich mich nach Ihnen um, Sie waren aber nicht da. Hat Ihnen der König nicht gesagt, daß ich gleich nach Ihnen fragte?' — 'Allerdings, Eure Majestät, aber ich glaubte kaum bemerkt worden zu sein, und ich störe nicht gern und habe auch nicht

das Recht, zum Empfange selbst auf dem Bahnhofe zu sein.' — ‚Sehr gut. Jedem Range, was ihm zukommt. Heute dürfen Sie aber nicht an der Thür stehen bleiben; denn ich freue mich darauf, Sie wieder vorlesen zu hören. Ich habe mich in Skjernewice unglaublich dabei amüßirt. Apropos, unsere Unterhaltung von damals. Sie haben Recht gehabt. Ich bin heute lange in Berlin gewesen und habe keine Spur mehr von der Rebellion gesehen. Der König hat sie besiegt. Mein System ist aber doch besser.' Bei den Worten: ‚Sie haben Recht gehabt' hatte der Kaiser mir freundlich die Hand gegeben, dann aber hatte sein Gesicht wieder jenen furchtbar ernstern Ausdruck angenommen, der jede Erwiderung abschnitt. — Ich mußte an jenem Abend nur Humoristisches vorlesen, wobei der Kaiser eine merkwürdige Vertraulichkeit mit dem Berliner Idiom zeigte und nicht allein alles verstand, sondern auch selbst durch echt Berlinische Redensarten die Vorlesung unterbrach.“

Zum letzten Male sah und sprach Schneider den Kaiser Ende September 1853 in Olmütz (also kurz vor Ausbruch des vorletzten orientalischen Krieges, wohin der Prinz von Preußen zur Inspektion des österreichischen Bundeskontingents gereist war und Schneider als Begleiter mitgenommen hatte. „Finden Sie nicht auch, fragte der Kaiser, daß die österreichische Armee sich in den letzten Jahren unglaublich verbessert hat? Ich bin ganz erstaunt. Gar kein Vergleich mit dem, was sie vor 1848 war.' — ‚Sie ist gegenwärtig in derselben Uebergangsperiode wie die preussische nach den napoleonischen Kriegen. Abschaffung der Stockprügel, Wirken auf das Ehrgefühl, Ehrenzeichen für den gemeinen Mann, Bücher, Zeitschriften, Lieder — so ist denn diese Wirkung erklärlich.' — ‚Das läßt sich doch nicht auf alle Armeen anwenden. Jede hat ihre nationale Eigenthümlichkeit und muß sie auch behalten, wenn sie etwas leisten soll. Wie kommt es, daß Sie den Prinzen begleiten? Ist er Ihnen ebenso gewogen wie der König? Das sollte mich freuen.' — ‚Seine Königliche Hoheit haben wohl gewünscht, genaue und vor allem schickliche Berichte in den Zeitungen über diese Inspektion zu haben, da es ihm nicht gleichgültig sein kann, wenn von der Inspektion eines preussischen Prinzen falsche oder gar übelwollende Berichte gedruckt werden.' — ‚So so! Ein gutes Zeichen, daß Sie zugleich beim König und beim Prinzen gut angeschrieben sind. Das ist sonst selten. Uebrigens hoffe ich, daß Ihnen auch meine Armee nächstens Gelegenheit zu berichten geben wird, und zwar vom Schlachtfelde. Es sieht ganz so aus, als ob die Herren sich in Rußland wieder eine Lektion holen wollten. Lesen Sie, was Puschkin in seinem Gedichte: Den Verleumdern Rußlands sagt. Sie haben es ja selbst übersetzt. Nun Adieu! Ich habe noch Dienst.' — Damit wendete er sich der Thür zu, kehrte aber noch einmal um und sagte lächelnd: ‚Bedanke mich übrigens für den europäischen Renneboom.“

„Das waren,“ bemerkt Schneider hierzu, „die letzten Worte, die ich von Kaiser Nikolaus gehört, und ich blieb verduzt stehen, weil ich mir gar nicht zusammenreimen konnte, was der Kaiser damit gemeint. Endlich fiel mir ein, wie ich zu der Zeit, als Preußen und Oesterreich sich (vor Olmütz, 1850) feindlich gegenüber standen und ein Krieg drohte, einem Freunde in Petersburg mein Bedauern darüber ausgesprochen und mich über die Aeußerung des Kaisers gefreut: ‚Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine ich mit meiner Armee und stelle sie zwischen beide. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht im Stande bin, eine veritable querelle allemande zu verhindern.' Ich war überzeugt gewesen, daß der Kaiser diesen Entschluß auch ausführen werde, und hatte scherzhaft geschrieben: ‚Der ganze

Streit kommt mir vor wie die Anekdote, wo der Eckensteher erzählt: Gestern Abend sind wir bei Renneboom. Da kommt Lehmann und schimpft mir Tanchon. Ich steche ihm Eine. Lehmann ist aber nicht faul und sticht mir wieder Eine. Wie wir nun im besten Stechen sind, kommt Renneboom, sticht uns alle beide Eine und schmeißt uns 'raus. Sie sehen, lieber Freund, Ihr Kaiser ist auf dem besten Wege, ein europäischer Renneboom zu werden. Er sticht uns beiden Eine. Krauschmeißen aber lassen wir uns von ihm doch nicht. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß dieser Scherz unter Freunden dem Kaiser zur Kenntniß kommen würde. Meine Briefe scheinen aber nun einmal das Loos gehabt zu haben, in seine Hände zu gelangen. Als ich an den etwas indiskreten Freund schrieb, und ihm die Aeußerung des Kaisers mittheilte, erfuhr ich denn auch, daß sie sich wirklich auf jenes Scherzwort bezog. Um sonderbarsten aber war wohl, daß der Kaiser mir dies in Olmütz, drei Jahre nach der Konferenz sagte, die hier jener querelle allemande ein Ende gemacht hatte."

Die Zeiten verändern sich, und wir verändern uns mit ihnen. Eine sehr charakteristische Anekdote. Aber tempi passati! Schneider schrieb dies im Juni 1864. Nach 1866 wird er sehr anders gedacht und gefühlt haben. Und jetzt würde er sich über eine Einmischung Rußlands in unsere Angelegenheiten nicht freuen. Glücklicherweise wäre sie auch unmöglich.

Literatur.

Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart=Deust. Von Walter Rogge. 2 Bände. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus, 1879.

Eine alles Wissenswerthe umfassende Geschichte des im Titel genannten Zeitraumes läßt sich, was auch der Verfasser sagen möge, selbstverständlich jetzt und auch in den nächsten Jahren nicht schreiben, weil die Diplomatie, deren Arbeiten die Vorgänge gestalten halfen, hinter einem Vorhange thätig ist, welchen die Gegenwart nur zu einem kleinen Theile zu lüften vermag. Noch größer wird die Schwierigkeit, wenn ein Parteimann sich zum Geschichtschreiben anschießt; denn dies erfordert objektive, also unparteiische Auffassung der Verhältnisse, Ereignisse und Persönlichkeiten, die in Betracht kommen. Nun ist aber der Verfasser unseres Buches ein Parteimann von sehr ausgeprägter Art, und so ergibt sich das Urtheil über sein Unternehmen von selbst. Seine Kritik der Politik Andrassy's ist völlig werthlos, weil mit Unkenntniß in Betreff der Hauptfragen unternommen, und die witzelnden Ausfälle gegen den Fürsten Bismarck, denen wir in seiner Darstellung gelegentlich begegnen, können nur das Lächeln hervorrufen, das Unwissenheit mit Dreistigkeit gepaart zu erwecken pflegt. Meist gut ist die chronikartige Uebersicht über die parlamentarischen Vorgänge und andere leicht zu erkennende Ereignisse der Periode, in welcher in den durch die habsburgisch=lothringensche Dynastie verbundenen beiden Reichen der Föderalismus besiegt und der Kampf um den Ausgleich unter Umgestaltung des Dualismus ausgefochten wurde, und in dieser Beziehung läßt sich das Buch empfehlen, obschon es auch in diesen Partien mit Vorsicht zu lesen sein wird.